

Seite 5
Koran | deutsch

Seite 9
Morgenstern | tapfer

Seite 12
Gebete | gewandet

Seite 13
Sutzkever | fartaytsht

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut
an der Universität
Duisburg-Essen

12. Jahrgang 2009
Heft 4

KALONYMOS

Zwei hessische Diplomaten

hauptleut und vorgänger im 16. Jahrhundert

Wolfgang Treue

Im 15. und frühen 16. Jahrhundert wurden die Juden aus den meisten Städten des Deutschen Reiches vertrieben, durch Ausweisungsbefehle und die zunehmende Einschränkung ihrer Lebens- und Erwerbsbedingungen. Diese Welle von Vertreibungen brachte tiefgreifende Veränderungen der jüdischen Siedlungsstruktur, die in der neueren Forschung zutreffend als „Atomisierung“ begriffen werden. Während im Mittelalter vor allem die städtische Judengemeinde, der *Kahal*, den Kern der Selbstorganisation gebildet hatte, fanden sich Juden nun in Dörfern und Kleinstädten von dorfähnlichem Zuschnitt und zumeist in so geringer Anzahl, daß keine Gemeindestrukturen entstanden. Diese Situation führte zwangsläufig zu neuen Formen der Organisation und der Interessenvertretung gegenüber der christlichen Obrigkeit, die jetzt in der Regel nicht mehr primär eine städtische, sondern eine landesherrliche war.

Den Forschern Fritz Baer und Daniel Cohen verdanken wir wichtige Erkenntnisse zur Institution der „Land(es)judenschaften“, doch sind diese Organe meist erst für die Zeit nach Ende des Dreißigjährigen Krieges dokumentiert, eine Epoche, die durch die Festigung der landesherrlichen Machtstrukturen sowie die mehr oder weniger planvolle Einbindung der jüdischen Bevölkerung in diese Strukturen geprägt war.

Es bleibt damit die Frage, in welcher Form es den Juden des 16. und frühen 17. Jahrhunderts gelang, ihre Anliegen gegenüber der Obrigkeit zur Geltung zu bringen und sich etwa gegen restriktive Zulassungsbedingungen oder Steuererpressungen zur Wehr zu setzen. Da eine Verschriftlichung im administrativen Bereich in vielen Territorien erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einsetzte, besteht gerade für die vorhergehende Zeit ein

Quellenproblem, das sich im Fehlen serieller Quellen wie Rats- oder Gerichtsprotokolle äußert. Wir sind daher auf eher zufällige Funde angewiesen, die schlaglichtartige Einblicke in die Verhältnisse zu einem bestimmten Zeitpunkt gewähren, ohne dass sich daraus unbedingt Aufschlüsse über dauerhafte Strukturen gewinnen lassen.

Die hessische Judenordnung von 1539

Selbst so einschneidende Ereignisse wie der Erlass der ersten territorialen „Judenordnung“ durch Landgraf Philipp (den „Großmütigen“) von Hessen im Jahre 1539 haben – was die Aktionen und Reaktionen von jüdischer Seite betrifft – nur wenige Spuren hinterlassen. Bekannt sind in diesem Fall allerdings einige Begleitumstände, so etwa, dass der protestantische Landgraf zunächst ein Gutachten Martin Bucers sowie mehrerer hessischer Reformatoren einholen ließ, das ganz im Geist von Luthers „scharfer Barmherzigkeit“ ausfiel und darauf abzielte, die Juden entweder vollständig auszuweisen oder zumindest ihre Existenz – z.B. durch ein absolutes Verbot des Handels – so weit einzuschränken, dass ihnen das Überleben in Hessen praktisch unmöglich geworden wäre.¹ Bekannt ist ferner, dass der Landesherr dagegen eine Vertreibung aus dem Geist der Bibel heraus nicht begründet sah und auch einige der anderen vorgeschlagenen Maßnahmen als allzu rigide ablehnte. Also sandte er seinen Räten neben dem Gutachten der Theologen auch eine Stellungnahme der hessischen Juden zu, um auf dieser Basis einen neuen Entwurf der Judenordnung erarbeiten zu lassen. Es folgten weitere Verhandlungen, in deren Verlauf sich sowohl Martin Bucer als auch die Juden zu Wort meldeten. Ihr Ergebnis war die schließlich Anfang 1539 erlassene und veröffentlichte Judenordnung, die in ihrem



Landgraf Philipp I. von Hessen

Wortlaut zwar in vielen Punkten den Forderungen der Reformatoren folgte, aber doch Interpretationsspielraum zuließ und damit eine Anwendungspraxis gestattete, die es den Juden in der Landgrafschaft Hessen ermöglichte, hier zu überleben.

Was bereits diese bekannten Vorgängen zeigen, ist, dass es Vertretern der hessischen Judenschaft offensichtlich möglich war, Einfluss auf die endgültige Redaktion der Ordnung zu nehmen. In welcher Form und mit welchen Mitteln dies geschah, geht zwar aus der – für diese Zeit noch sehr dürftigen – hessischen Überlieferung nicht hervor, lässt sich jedoch aus einer Prozessakte im Archiv der Reichsstadt Frankfurt, dem heutigen Institut für Stadtgeschichte, rekonstruieren.²

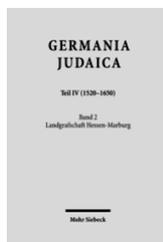
Jüdische Diplomatie angesichts konkreter Bedrohung

Offenbar nominierten die hessischen Juden in dieser äußerst bedrohlichen Situation – auf welche Art ist nicht bekannt – 1538 zwei Vertreter oder Fürsprecher (*Schtadlanim*), um die Verhandlungen mit dem Landgrafen zu führen, ein Vorgang, der nur deshalb überliefert ist, weil die beiden miteinander in Streit gerieten und diesen vor dem Frankfurter Stadtgericht austrugen. Einer von ihnen war Lazarus von Babenhausen, eigentlich Untertan der Grafen von Hanau, der aber als angesehenener, wenn auch nie offiziell bestellter Leibarzt sowohl am hannauschen als auch am hessischen Hof eine wichtige Rolle spielte und auch in weiteren Fällen im Interesse von Juden aktiv wurde. So nutzte er 1560 seinen Einfluss, um die drohende Vertreibung der Wormser Judenschaft zu verhindern.³ Der zweite war der weniger prominente, aber ebenfalls aus anderen Quellen bekannte Gottschalk aus dem rheinhessischen St. Goar.⁴ In ihrer Auseinandersetzung ging es um den jeweiligen Anteil an der diplomatischen Mission und deren Kosten. Soweit sich der verworrenen juristischen Darstellung entnehmen lässt, beschuldigte Lazarus den Gottschalk, nicht nur die gemeinsame Aufgabe verzögert und dadurch die Unkosten in die Höhe getrieben, sondern auch sein Versprechen gebrochen zu haben, einen gebührenden Anteil an diesen Kosten zu übernehmen. Beide agierten als Honoratioren, ohne auf eine Entschädigung seitens der hessischen Judenschaft zu rechnen, was auch durch die von mehreren Seiten bezeugte großspurige Aussage Gottschalks unterstrichen wird, er wolle sich die Sache

gern 200 Gulden oder mehr kosten lassen. Er hatte dies in Frankfurt geäußert, wo sich die beiden *Schtadlanim* trafen, um vor dem Aufbruch nach Kassel mit den dortigen Rabbinern die Strategie zu beraten. Die Tatsache, dass sie gerade Frankfurt als Ausgangspunkt für ihr Unternehmen wählten, hatte mehr als nur geographische Gründe: Die Frankfurter jüdische Gemeinde hatte zu dieser Zeit zwar noch nicht die Größe und Bedeutung erreicht, die sie wenige Jahrzehnte später zur wichtigsten im Deutschen Reich werden ließ, galt aber vielen bereits damals als *die höchst Judenschul in deutscher Nation*.⁵

Zunächst wurde jedoch eine Änderung der Planung notwendig, da Lazarus nach Darmstadt gerufen wurde, um die schwer erkrankte Frau des dortigen Oberamtmanns zu behandeln. Der Amtmann erbot sich dafür, an seiner Stelle nach Kassel zu reiten, um mit dem Landgraf in Sachen der Judenordnung zu verhandeln. Die Frankfurter Rabbiner rieten zur Annahme dieses Vorschlags, der ebenso vom hohen Renommee des Arztes Lazarus wie auch von seiner guten Vernetzung innerhalb der christlichen Gesellschaft zeugt, und so zogen die beiden jüdischen Diplomaten zunächst nach Darmstadt, wo Lazarus zurückblieb, während Gottschalk mit dem hessischen Beamten an den landgräflichen Hof nach Kassel reiste. Den Angaben seines Anwalts zufolge verbrachte der Arzt vier Wochen in Darmstadt, bis ihm der Amtmann aus Kassel mitteilte, dass nun sein persönliches Erscheinen erforderlich sei. Lazarus schrieb daraufhin an Gottschalk, der inzwischen nach Frankfurt zurückgekehrt war, und gemeinsam brachen sie erneut auf, wobei es unterwegs zu einem ersten Streit über die Finanzen kam (Lazarus hatte dem anderen offenbar Geld geliehen), den sie zunächst vor die Kasseler Judenschaft brachten. Diese verpflichtete Gottschalk, den Fall gemeinsam mit Lazarus vor den Frankfurter Rabbinern auszutragen, aber zuvor Kassel nicht zu verlassen, bis die gesamte Summe, die der Landgraf für den Erlass der Ordnung erhalten sollte, entrichtet sei. Nur an dieser Stelle wird die eigentlich fast selbstverständliche Tatsache deutlich, dass die Einflussnahme der Juden auf den Inhalt der Judenordnung mit Zahlungen an den Landesherrn verbunden war. Offenbar hatten sich die *Schtadlanim* verbürgt, persönlich für diese Forderungen einzustehen, und Gottschalk versuchte nun, sich dieser Verpflichtung zu entziehen. Laza-

Eine monographische Darstellung des Autors und wiss. Mitarbeiters des Steinheim-Instituts zur Geschichte der Juden in Hessen Marburg im Zeitraum von 1520–1650 ist soeben im Mohr Siebeck-Verlag, Tübingen, erschienen.

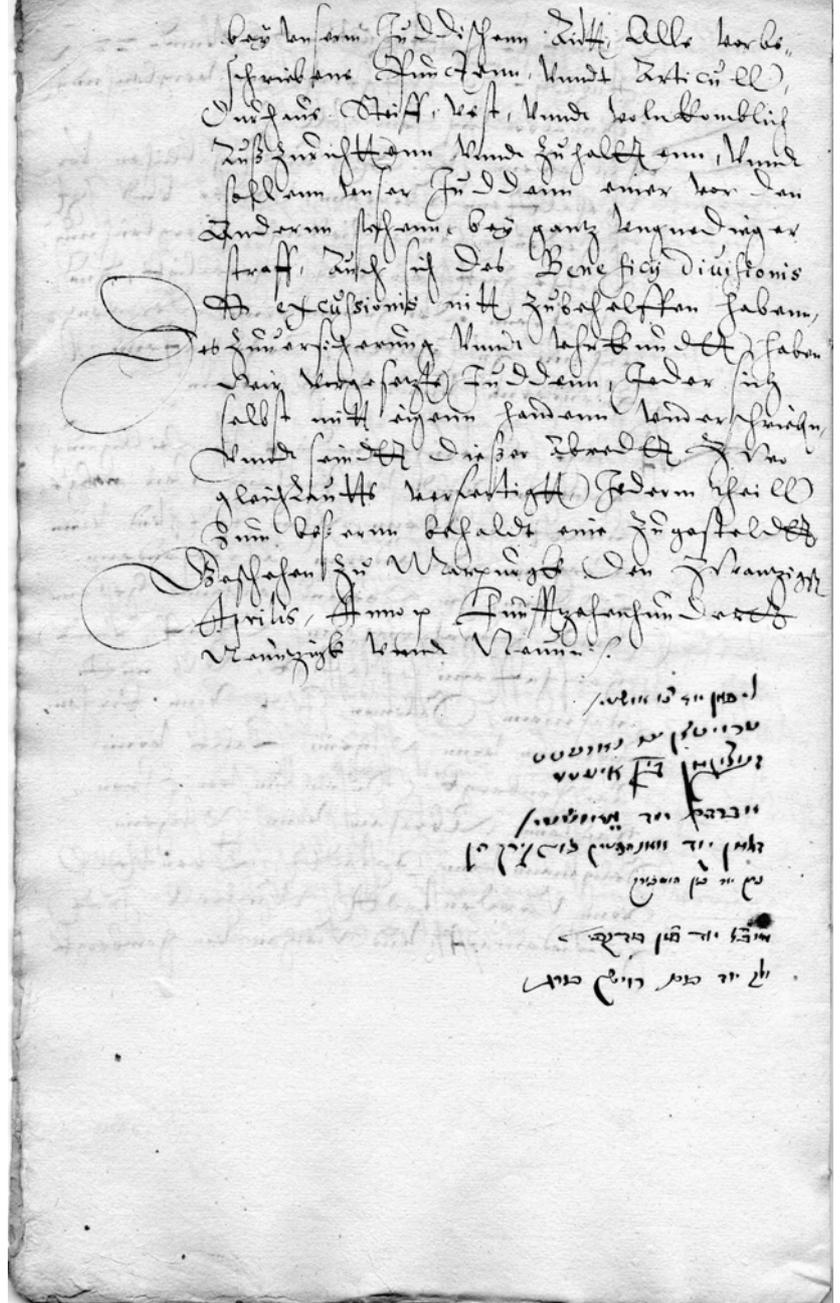


Wolfgang Treue, Landgrafschaft Hessen-Marburg, *Germania Judaica*, Historisch-topographisches Handbuch zur Geschichte der Juden im Alten Reich, Teil IV (1520–1650), hg. v. S. Rohrbacher, I. Yuval u. M. Toch, Bd. 2, Tübingen 2009. XII, 210 Seiten, 5 z.T. farbige Karten. Leinen. ISBN 978-3-16-149-720-9. 59 Euro.

rus ritt unterdessen mit einem Begleiter nach Wetter, wo eine Versammlung der hessischen Juden anberaumt worden war, um über die Ziele der künftigen Verhandlungen zu beraten, doch fand die Versammlung nach etlichen Komplikationen erst Tage später in Wetzlar statt. Nach ihrem Ende erfuhr er, dass Gottschalk inzwischen aus Kassel abgereist war, was ihn in die unangenehme Lage versetzte, den Landgrafen entgegen seiner ursprünglichen Zusage um Aufschub der Verhandlungen bitten zu müssen. Erst auf der Frankfurter Herbstmesse traf er seinen Mit-Diplomaten wieder und führte ihn sofort vor die Frankfurter Rabbiner, um ihn wegen seiner Pflichtvergessenheit zu verklagen. Diese verpflichteten Gottschalk, sich innerhalb von drei Wochen in Kassel einzustellen, doch als Lazarus dort eintraf, stellte er fest, dass der andere wiederum nicht Wort gehalten hatte. Er sah sich genötigt, bei Hof einen erneuten Aufschub von zwei Wochen zu erwirken und, als Gottschalk auch bis zum Ablauf dieser Frist nicht aufgetaucht war, die Verhandlungen allein zu führen.

Ein langwieriger Prozess

Nach ihrem Abschluss kehrte Lazarus nach Frankfurt zurück, um vor dem Stadtgericht Klage gegen Gottschalk zu erheben. Sein Anwalt legte eine detaillierte Aufstellung der Kosten vor, die seinem Mandanten während der diplomatischen Mission entstanden waren, deren Dauer – zum Teil durch die Säumigkeit seines Kompagnons – ganze 16 Wochen betragen hatte, und forderte die Heranziehung des letztgenannten zu diesen Kosten. Die Summe belief sich auf etwa 63 Gulden und betrug damit nur einen Bruchteil dessen, was Gottschalk anfangs als seinen Anteil beizusteuern versprochen hatte. In dem nun folgenden Prozess wurden zahlreiche Zeugen vernommen, Frankfurter Juden, die bei den Besuchen der beiden *Schtadlanim* in der Reichs- und Messestadt zugegen gewesen waren, hessische Juden, die sie auf ihren Reisen begleitet hatten, und auch mehrere hessische Amtsträger, mit denen sie dabei in Berührung gekommen waren. Ein Teil der Zeugenaussagen ist in der Akte zusammengefasst; darüber hinaus wird oft auf Einzelprotokolle verwiesen, die aber nicht mehr erhalten sind. Die meisten Zeugen bestätigten die von Lazarus und seinem Anwalt dargelegte Version der Ereignisse. Lediglich einer, der Jude Isaac aus Homburg von der Höhe, ergriff für Gottschalk



Partei, wobei er sich zugleich bemühte, seine eigene Rolle hervorzuheben: Niemand habe in Sachen der Judenordnung mehr Zeit in Kassel verbracht als Gottschalk und er selbst als dessen Begleiter. Ebenso wie die anderen Juden, die mit einem der beiden *Schtadlanim* – meist mit Lazarus – unterwegs gewesen waren, wusste er nichts über Inhalt und Erfolg der Verhandlungen. Auch die befragten Frankfurter Juden erinnerten sich kaum an die dort geführten Vorgespräche, mehrere allerdings an die vollmundigen Versprechungen, die Gottschalk bei diesen Gelegenheiten gemacht hatte. Einer von ihnen, Mosche zum Kessel, berichtete, dass ihn Lazarus mit der Anfertigung eines kostbaren goldenen Knopfes als Geschenk für den Landgrafen beauftragt hatte. In einer Replik führte Lazarus' Anwalt aus, dass der hessische Untertan Gottschalk seinen Mandanten aufgrund dessen großen Ansehens am hessischen Hof ausdrücklich um seine Beteiligung an der Mission gebeten und sich im Gegenzug verbürgt habe, sämtliche entstehenden Unkosten zu übernehmen, was mehrere Zeugen bestätigten. Das Frankfurter Stadtgericht entschied schließlich zugunsten des Klägers, worauf der Anwalt des Beklagten an das Schöffengericht, die höchste juristische Instanz der Reichs-

Vertrag der hessischen Juden mit der Regierung über Steuerzahlungen 1599*

Unterschieden von:

- Lipman Jud zu Ostheim
- Treitlen Jud zu Nordenstadt
- Seligman ... Igstadt
- Abraham Jud aus Ostheim
- Salman Jud aus ...kirchhain
- Nathan Jud von Homburg
- Michel Jud von ...
- Valk Jud ... Rauschenberg

*Hessisches Staatsarchiv Marburg, Bestand 40 d Hessische Kammer, Nachträge, Marburg Pak. 295.

1. Löwenstein, Quellen (1989), Nr. 2011, 2142, 2234, 2402, 2812, 2998, 3648; Friedrich Battenberg, Quellen zur Geschichte der Juden im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt 1080–1650, Wiesbaden 1995, Nr. 1433.
2. Frankfurt, Institut für Stadtgeschichte, *Judicialia* L 24.
3. Auch in diesem Fall nutzte er seine Kontakte zu Landgraf Philipp, der einer Kommission angehörte, die zur Schlichtung des Streites zwischen der Stadt Worms, die die Juden vertreiben, und dem Bischof, der dies verhindern wollte, eingesetzt wurde. Zur Person des Lazarus von Babenhausen sowie zu seinen medizinischen und außermedizinischen Aktivitäten siehe W. Treue, Verehrt und angespien: Zur Geschichte jüdischer Ärzte in Aschkenas von den Anfängen bis zur Akademisierung, *Würzburger medizinhistorische Mitteilungen* 21 (2002), S. 139–203, hier S. 154f., wo das im folgenden behandelte Dokument allerdings noch nicht berücksichtigt ist.
4. Löwenstein, Quellen (1989), Nr. 1051a, 1268, 1275.
5. S. Wolfgang Treue, Frankfurt – Prag - Wien: ... die höchst Jüdisch in deutscher Nation ?, in: 12. sommerakademie news (2002), hg. vom Institut für Geschichte der Juden in Österreich, S. 12–14.
6. Löwenstein, Quellen (1989), Nr. 2011, 2142, 2234, 2402, 2812, 2998, 3648; Friedrich Battenberg, Quellen zur Geschichte der Juden im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt 1080–1650, Wiesbaden 1995, Nr. 1433.

stadt, appellierte, das das Urteil im Mai 1544 bestätigte. Der bereits über fünf Jahre dauernde Prozess fand auch damit kein Ende: Im folgenden Jahr gelangte er nochmals vor das Schöffengericht; eine endgültige Entscheidung ist der Akte nicht zu entnehmen.

Trotz aller Komplikationen – kein Misserfolg

Man sollte über diesen langwierigen Streitigkeiten zwischen Lazarus und Gottschalk aber auch die konstruktiven Elemente des gesamten Vorgangs nicht übersehen. Er zeigt, dass es eine landesweite Organisation der hessischen Juden in einer zwar nicht permanenten, aber doch im Ernstfall aktivierbaren Form gab, und der Landgraf den Gesprächen mit ihren Vertretern genügend Gewicht beimaß, um die mehrfachen, v.a. durch den komplizierten innerjüdischen Entscheidungsfindungsprozess bedingten Unterbrechungen ohne Beanstandung zu akzeptieren. Es handelte sich also um eine zwar schwerfällige, aber durchaus effiziente Form der Interessenvertretung, mit deren Hilfe es den hessischen Juden gelang, in einer schwierigen Lage auf diplomatischem Wege ihre Existenz innerhalb der Landgrafschaft zu einigermaßen akzeptablen Bedingungen zu sichern.

Jüdische Interessenvertretung

in Hessen-Marburg nach der Erbteilung 1567

Es ist anzunehmen, dass diese gesamthessische Organisation den Tod Landgraf Philipps im Jahre 1567 und die anschließende Aufteilung seines Territoriums nicht überdauerte, da sie ihre wesentliche Aufgabe, die Wahrnehmung der Interessen gegenüber dem gemeinsamen Landesherrn, verloren hatte. Dafür finden sich Hinweise auf die Existenz von Organisationsformen in den einzelnen Folgeterritorien. Als Landgraf Ludwig IV. von Hessen-Marburg kurz nach seinem Regierungsantritt Versuche unternahm, die unter seiner Herrschaft lebenden Juden über die Ablösung alter sowie die Auferlegung neuer Pflichten und Abgaben zu erheblichen Zahlungen heranzuziehen, wurden die Verhandlungen stets von mehreren Delegierten geführt, die im Namen der oberhessischen Jüdischenschaft agierten und in den Quellen als *hauptleut* oder *Vorgänger* bezeichnet werden.⁶ 1569 und 1576 handelte es sich um jeweils drei Personen, 1599 dagegen um fünf, was mit der besonderen Brisanz der erhobenen Forderungen zusammenhän-

gen mag, die in diesem Fall von einer Ausweisungsdrohung binnen vier Wochen begleitet waren. Als es schließlich zum Abschluss eines Vertrages kam, der dieser bedrohlichen Situation ein Ende setzte, waren es sogar acht *hauptleut*, die ihre hebräischen Unterschriften darunter setzten.

In welcher Form und nach welchen Kriterien sie ernannt wurden, ist nicht bekannt. Die Nähe ihres Wohnsitzes zur Residenzstadt Marburg scheint keine Rolle gespielt zu haben, da sich die Herkunftsorte ziemlich gleichmäßig beziehungsweise zufällig über das gesamte Territorium verteilten. Soweit sich anhand der auch aus anderen Quellen bekannten Namen sagen lässt, handelte es sich allerdings in der Regel um wohlhabende und geachtete Persönlichkeiten, deren Wort auch unter Christen Gewicht besaß. Einige von ihnen traten auch in anderen Fällen als Repräsentanten der hessen-marburgischen (oberhessischen) Jüdischenschaft, etwa als Überbringer kollektiver Sonderabgaben, in Erscheinung.

Die Erforschung des ländlichen Judentums zu Beginn der Frühen Neuzeit steht noch am Anfang. Sie wird nicht zuletzt erschwert durch die Dürftigkeit der obrigkeitlichen und mehr noch durch das fast vollständige Fehlen einer innerjüdischen Überlieferung, da in Territorien wie dem hier behandelten der Grad der Schriftlichkeit unter der jüdischen ebenso wie unter der christlichen Bevölkerung äußerst niedrig war. Da jedoch ein großer, wahrscheinlich sogar der größte Teil der Juden auf dem Boden des Deutschen Reiches in dieser Zeit unter etwa vergleichbaren Bedingungen lebte, scheint es überaus wichtig, genauere Einblicke in ihre Lebens- und Überlebensweisen zu gewinnen (und sei es auch nur als Vorgeschichte zu den Entwicklungen späterer Jahrhunderte).

Die Rekonstruktion der hier geschilderten Ereignisse gehört zu den Ergebnissen einer im deutsch-israelischen Forschungsprojekt *Germania Judaica IV* durchgeführten Untersuchung zur Geschichte der Juden in der Landgrafschaft Hessen-Marburg, die auf umfangreichen archivalischen Forschungen basiert. Sie zeigt, dass es auch angesichts einer beschränkten Quellenlage möglich ist, wichtige Aufschlüsse selbst im Hinblick auf ein so zentrales und zugleich sensibles Thema wie die Selbstorganisation und die Interessenvertretung der territorialen Jüdischenschaft gegenüber dem Landesherren zu gewinnen.

„Nicht östlich und nicht westlich“?

Neue deutsche Korandarbietungen

Der Wettbewerb hat die Bahnhofsbuchhandlungen erreicht: Wessen Koran-Übersetzung ins Deutsche ist die erfolgreichere? Die Verleger überbieten einander in Umfang, Ausstattung und Preis. Alte, überarbeitete und brandneue Übersetzungen des Koran machen es zwar jedem Geldbeutel leicht, das ihm preislich Zusagende zu finden, vom Internetangebot ganz abgesehen. Weit schwieriger aber ist, das Gute vom weniger Guten zu unterscheiden.

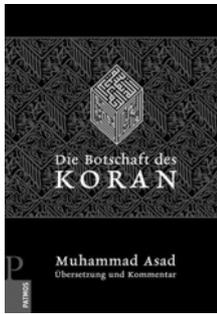
Keine der Übersetzungen wird von sich behaupten, dem Original ganz nahe zu kommen oder es gar, für den nicht Arabisch Lesenden, zu ersetzen. Das könnte keine Übersetzung einer Heiligen Schrift, und ganz gewiss nicht eine des Koran, der doch sprachlich als „das schönste Buch“ gilt. Manche Übersetzung aber glaubt, dem Ideal näher gekommen zu sein als alle die anderen und gibt sich als die Übertragung aus, welche, selbstverständlich philologisch exakt, die sprachlich weitestgehende Anverwandlung an das Original und dessen poetischen Glanz bietet.

Dessen ist sich die taufrische Ausgabe in „poetisierendem Deutsch“ sicher: In braun-goldnem Einband, Seite um Seite mit brauner, koranartig rahmender Zier und gleichfarbigem Blocksatz gedruckt, erhält man den nackten Text. Sein Übersetzer, A.M.Karimi, ein 30-jähriger Afghane, der in Freiburg studiert hat, verfügt über beeindruckende Sprachkraft, zumal seine Übersetzung in nur einem Jahr gefertigt wurde, wie die Einführung (S. 526–565) berichtet. Sie behauptet, der Vorlage näher zu kommen als alle anderen Übersetzungen. Die nämlich „beziehen sich in ihrer Vermittlung ausschließlich auf den Inhalt des Koran, ohne dabei die Form, das heißt die sprachliche und ästhetische Weise, wie der Inhalt jeweils vorgetragen wird, besonders hervorzuheben“ (S. 557). Eine vollmundige Behauptung, die die anderen Übersetzungen zurückweisen würden, einige zu Recht. Was im Vortrag des koranischen Originals Spannung und Rhythmus erzeugt, etwa die den Substantiven nachgestellten Attribute, wird in einer anderen Sprachwelt schnell zur Last für den Leser: „auf dem Weg, dem geraden“, „die Strafe, die schreckliche“, „ein Feind, ein offenkundiger“, „zu einer Frist, einer bestimmten“ oder aufeinander folgend: „für einen Preis, einen geringen, für Drachmen, zahlbeschränkte“. Die Lust an formaler Anänelung kennt hier keine Grenze; ob man aber damit die Grenzen der deutschen Sprache

wirklich wünschenswert weitet? Gewiss, es überrascht angenehm, wenn der Verzicht auf Kopula und Hilfsverben, wie er im Deutschen früher vertraut, ja geläufig war, und der seinen Charme nicht gänzlich verloren hat, nach Kräften wieder eingeführt wird: „Sein ist, was in den Himmeln und auf der Erde.“ „Ich lasse kein Werk unter euch verloren gehen, das einer getan, Mann oder Frau. Ihr seid voneinander.“ „Und geworfen die Zauberer zur Niederwerfung“, usw., so tausendfach. Das hat Reiz, wenn der sich auch bei ausdauernder Lesung verflüchtigt. Will heute noch jemand diese Erschwerung von Verständlichkeit, können junge Menschen diesen hilfsverbarmen Stil lesen und verstehen? Und manches Mal schleudert der Satz aus der kühn angesteuerten Bahn: „Und vielen von denen, die neben Gott Anderes stellen, haben ihre neben Ihn Gestellten das Töten ihrer Kinder schön erscheinen lassen, um sie zu verderben ...“. „Poetisierend“ sieht manchmal so aus: „O Mose, wir werden es betreten nie, so lange darin sind sie.“ Vieles ist sprachlich fragwürdig und hat nichts mit Annäherung ans Original zu tun: „In meiner Macht ist nicht, was ihr zu ereilen wünscht“. Wenn alle anderen schreiben: „wunderbar“, „wundersam“ u. ä. positiv, hat Karimi: „verwunderlich“. Endbuchstaben fallen aus: „bestimmt“ statt „bestimmte“, „bewahrheit“ statt „bewahrheitet“; eine Mischung von Schnitzern und übersehenen Druckfehlern. Es fiele leicht, mit Einzelkritik fortzufahren, um die Übersetzung in Grund und Boden zu zerren. Das wäre aber unfair, denn sie macht, wenn auch etwas naiv, auf das besondere Dilemma von Koran-Übersetzungen aufmerksam und bietet eine extreme Lösung an, die nicht für jeden geeignet ist. Sie erspart sich nicht nur jegliche Anmerkung, sie verschont den Leser auch vor erklärenden Klammern, wie sie Paret (1966) und heute Asads „Botschaft“ kennzeichnen. Als beste Eigenschaft kommt die karge Kürze hinzu, die kräftige Knappheit des Ausdrucks – das liest man nicht glatt herunter, sondern holt Atem und stolpert von Sinneinheit zu Sinneinheit: Koran heißt „Lesung“, „Ausrufung“, „Rezitation“, also muss stummes Lesen auch stolpern dürfen. Karimis Sprache erinnert an die öfters nachgedruckte Übersetzung Lazarus Goldschmidts, die 1916 mit ähnlich prägnantem Tonfall dem Original nahezu kommen suchte. Wenngleich also Herder-Karimi nicht für „Einsteiger“ geeignet ist, auch mancher „Fortgeschrittene“ wenig Freude an dieser „poetisierenden“ Sprache haben wird, so ist sie doch als ei-



Der Koran. Vollständig und neu übersetzt von Ahmad Milad Karimi. Mit einer Einführung herausgegeben von Bernhard Uhde, Freiburg: Herder 2009, 576 S., Lesebändchen. ISBN 978-3-451-30292-3 Euro 49, 95



Die Botschaft des Koran. Muhammad Asad, Übersetzung und Kommentar. Aus dem Englischen übersetzt von Ahmad von Denffer und Yusuf Kuhn. Düsseldorf: Patmos 2009, 1262 S., Lesebändchen. ISBN 978-3-491-72540-9 Euro 44,-

ne nicht vollends überzeugende Extremlösung beachtenswert.

Soll man sich stattdessen also einer annotierten und kommentierten Ausgabe zuwenden? Hier tritt nun, nach der fünfbandigen eines muslimischen Münchner Verlags (Die Bedeutung des Korans, 1998), die deutsche Ausgabe einer 1980 erstmals erschienenen, weit verbreiteten, ursprünglich englischen Übersetzung und Kommentierung auf den Plan: Mit Patmos-Asad hält man das absolute Gegenstück zu Herder-Karimi in Händen, leicht amüsiert darüber, dass hier zwei Verlage einander koranisch begegnen, die als Flaggschiffe des Katholizismus galten oder noch gelten. Dem hochgesteckten Herderschen Anspruch auf Schönheit der Form bei Exaktheit des Inhalts steht die breit auslegende Opulenz traditionell islamischen Konservatismus', auf „den Westen“ zielend, im Hause Patmos gegenüber.

Ein stattlicher Band, dessen Seiten kommentierten Koranen ähneln: oben der arabische Text, daneben die Übersetzung mit Ziffern für den darunter die ganze Breite einnehmenden, im Umfang variierenden Kommentar; dazu Einleitungen, Anhänge, Register. Alles sorgfältig gesetzt und druckfehlerfrei; Übersetzung und Kommentar zeigen ein Deutsch, dem man nicht anmerkt, dass aus dem Englischen übersetzt wurde. Asad hat fast zwei Jahrzehnte an Text und Kommentar gearbeitet und seine „Botschaft“ 1980 herausgebracht.

Muhammad Asads übersetzte Übersetzung weicht von einem gewissen „sensus communis“ der Mehrzahl heute erhältlicher Übersetzungen ab. Denn er fügt sehr viele erklärende Klammern ein und neigt zur Paraphrase, auch wenn der Kommentar diese Einfügungen oft kennzeichnet und begründet. Asad versteht sie als „notwendige Ergänzung von im Arabischen absichtlich ausgelassenen Gedankenverbindungen“. Auch das ist eine hoch zielende Behauptung. Üppig aufgeladen, ist er auf andere Weise schwer lesbar als es Karimi ist, und allzuleicht reißt der feine Faden, der den Leser durch den überfrachteten Text zieht – ein Paradox, dort Hürde auf Hürde, hier breite Ebne und Glättung. Doch ist das kein Grund, Asad abzuwerten, dessen Übersetzung ja auf den Kommentar angewiesen ist. Dass man Asads 1200 Seiten dann doch mit Bedauern beiseite legt, hat leider andere Gründe.

Muhammad Asad selbst vermag eine gewisse Faszination auszuüben, zumindest Neugier zu wecken. Gleichzeitig mit der „Botschaft des Koran“ bringt der Verlag Asads deutsch verfasste Erinnerungen aus dem Jahr 1954/55 neu heraus: „Der Weg nach Mekka“, einst ein Bestseller, flott geschrieben, als „spirituelle (!) Autobiographie“ locker zu lesen. Asad war Leopold Weiss, geboren

1900 in Lemberg, Galizien; in Wien und Berlin studierend, bummelnd und suchend, unversehens freier Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ im Palästina der frühen zwanziger Jahre. Allmählich lebt er sich in die arabisch-islamische Welt ein, wird 1926 Muslim und erlangt über Aufenthalte in Saudi-Arabien und Pakistan nicht unbedeutende Stellungen, politisch wie spirituell; später vereinsamt, stirbt er 1992 in Granada(!). Sein früheres Judentum hingegen war nicht gerade ein kundiges, reflektiertes und gefestigtes, aber er bleibt sich seiner, wenn auch indirekt, bewusst. Nein, er ist nicht das geworden, was man vielleicht erwartet, der Konvertit wird kein fanatischer Antisemit, kein Judenhasser. Dazu war er nicht nur zu intelligent, sondern strebte auch nach alles überhöhender muslimischer Spiritualität, was sein Kommentar, wenn es um das Verhältnis der Muslime zur nichtmuslimischen Menschheit allgemein geht, freundlich erkennen lässt. Er möchte den Islam attraktiv erscheinen lassen, gewiss, und das gelingt ihm dank der Vorlage, dem geheiligten Buch, vielerorts auch.

Sein frommer Kommentar ist vielseitig, oft anspruchsvoll. Er verquickt klassische wie ausgesuchte neuere Kommentatoren, die er gegeneinander abwägt, mit seiner europäisch-„westlichen“ Aus- und Allgemeinbildung. Sein hohes Selbstwertgefühl trägt auch autodidaktische Züge, denn er sammelt hier und sammelt dort und trägt nur dasjenige Wissen ein, was den Islam als einfach der Vernunft gemäß und allseits tragbar darstellt. Wird Islam allerdings ausschließlich als Religion des „gesunden Menschenverstandes“ vorgestellt, braucht man die Folie, vor der sich diese überaus praktisch-ethische Einsichtigkeit abhebt. Diese Folie liefern, wie anders, Juden und Christen, und Asad zeigt nirgends Hemmungen, die bekannte Kritik des Koran und des Propheten an Juden und Judentum, an Christen und Christentum, ob jeweils erforderlich oder unnötig, ob passend oder auch nicht, wortreich zu kommentieren und dabei die Polemik dabei zu schüren und zuzuspitzen. (Das Christentum kommt insgesamt milder davon.) Es wäre ihm auch nicht leicht gefallen, dem zu entgehen, denn alte wie neuere Ausleger haben wahrlich die Zuspitzung der Polemik nicht gescheut; warum sollte Asad zurückhaltender sein? Zumal ihm anfangs Misstrauen entgegenschlug: Würde nicht ein jüdischer Konvertit dem Islam Verderbliches einträufeln?

Das Unangenehme dieser Publikation des Jahres 2009 „für den Westen“ ist, dass sie den Juden (recht pauschal und historisch undifferenziert) unterstellt, stets vom Dünkel der „Auserwähltheit“ verblendet zu sein. Verstockter „Erwählungsstolz“ ist das immer wiederkehrende Grundthema, um

das Asad alle weitere Kritik, die des Koran und die seinige, rankt. Zu jeder passenden, aber auch unpassenden Gelegenheit spricht er diesen „hochmütigen Glauben“ an, den der Koran „widerlegt“, (wann immer der Koran etwas zurückweist, „widerlegt“ er es), den verderblichen Dünkel, der die Juden glauben machte, sie gingen straffrei aus, weil sie doch von Abraham abstammten. Sie seien darum von vornherein etwas Besseres und nur sie allein gelangten ins Paradies. Wieder und wieder tritt auch der Topos auf, die Juden hätten die ihnen zugewommene Offenbarung nur halbherzig angenommen und dazu verfälscht, (was übrigens heute „von der Wissenschaft objektiv bewiesen“ sei; der Koran hingegen ist vor jeglicher Veränderung bewahrt geblieben; zu Sure 15). Stets haben sie widergöttlich gefrevelt, ihre Propheten gemordet, woraufhin sie mit der Last der Gebote und Verbote Gottes aufschwerste bestraft wurden. Eine Fülle von Behauptungen, die die Entwicklung des Verhältnisses des Propheten Muhammad zu den Juden, wie sie der Koran selbst durchaus spiegelt, auch nicht ein einziges Mal zur Kenntnis nimmt. Sie verewigt die Konflikte weniger Jahre weiterhin und behandelt sie als grundsätzliche, metahistorische und zu universalisierende – eine Botschaft für alle. Auch wenn man sich wohlbewusst ist, dass vergleichbare Haltungen des Christentums erst seit wenigen Jahrzehnten verändert werden, kann man doch dieser ahistorischen Zementierung nichts abgewinnen. Wir sind eben „Westen“. Nichts Neues bei Asad außer dem unentwegten, geradezu manischen Beharren auf der Verblendung der „Auserwähltheit“. Asad äußert die Vermutung, mit den Djinn der Sure 72 (allgemein „Die Dschinn“ benannt, für ihn „Die ungesehenen Wesen“, denn er gesteht dem rationalen Islam keine Geister und Dämonen zu,) seien Juden gemeint, Dschinn „mosaischen Glaubens“, nämlich Juden aus der arabischen Fremde, die einmal den Propheten hörten, daraufhin ihr törichtes und irriges Reden von Gott (Grund: „Auserwähltheit“) bekennen, um dem zu entsagen und Muslime zu werden. Jeder Kommentator kann irren, doch so hat es wohl Methode. Der Koran mit den seiner Rezitation lauschenden Dschinn will ernster genommen sein als der eifernde Ausleger seiner Botschaft – „für den Westen“.

Asad zeigt in allem sehr beschränkte Kenntnis des Judentums, die nicht über alte Polemik, gängige Klischees seiner und unserer Zeit und das Zitieren von Bibelstellen hinausgelangt. Behagt ihm in traditionellen muslimischen Kommentaren etwas nicht, so ist das oft und gern Einfluss von Talmudlegenden. Passend sagt es Murad Wilfried Hofmann, Asads spiritueller Erbe, im Interview mit der „Welt“

(27.9.2009): Asad „verteidigt intellektuelle Weite und individuelle Entscheidungsfreiheit gegen eine Talmudisierung des Islam“.

Asads Auslegung ist in historischen Fragen traditionell, in ethischen apologetisch moralisierend und spiritualisierend, was nicht zu kritisieren ist, denn es ist dies kein irgend kritischer Kommentar. Er ist um vornehm menschenfreundliche Seriosität bemüht. Schwächen und Feindseligkeiten verbergen sich hinter dem Rationalismus des „gesunden Menschenverstandes“. Gibt es keine moderne muslimische, nicht arabisch verfasste Kommentarliteratur, die es mit Asad aufnehmen könnte? Schade, dass der so viel Spreu und Ballast mitschleppt. Noch lange werden Abgründe klaffen zwischen wissenschaftlicher, „historisch-kritischer“ Erforschung und traditioneller, jeglicher Historisierung, Einbettung in seine Zeit und Kritik abholder Auslegung. Das müsste nicht weiter beunruhigen, ist es doch auch bei anderen heiligen Schriften der Fall. Betrübtlich ist, dass „fromme“ Auslegung auf ausgetretenen Pfaden bleibt, keine Differenzierung kennt und so nie sieht, dass die scharfe Selbstkritik des alten Israel nur billig dazu dient, sie gegen die Juden zu richten. Auch weiß man nicht, wie sich „ökumenischem“ Denken öffnen, ohne den Anspruch auf letztgültige Überlegenheit aufzugeben.

Ressentiments verdüstern die ethische Botschaft, der cantus firmus von Antijudaismus und Antichristianismus stimmt pessimistisch. Gewiss gehört er zur islamisch-jüdisch-christlichen Geschichte, doch muss sich der Patmos-Verlag fragen lassen, wer daraus Nutzen ziehen soll?

Wer Koranexegese für ein breites muslimisches Publikum der Gegenwart in ihren Stärken und Schwächen kennenlernen möchte, scheint auf Asads „Botschaft“ angewiesen. Sein Wunsch, sie anziehend und verständlich zu machen, hat unübersehbare Schranken. Und das liegt nicht nur am Kommentar, sondern auch an der Übersetzung, die davon beeinflusst, ja abhängig ist. Als ein schlichtes Beispiel diene der Beginn der 37. Sure, 1–10, „Die in Reihen Aufgereihten“.

Asad: *„Betrachte diese in geschlossenen Reihen Aufgereihten (Botschaften), und (vom Übel) zurückhaltend durch einen Ruf zur Zurückhaltung, und aller Welt eine Erinnerung übermittelnd: Wahrlich, ganz sicherlich, euer Gott ist Einer – der Erhalter der Himmel und der Erde und von allem, was zwischen ihnen ist, und der Erhalter aller Orte des Sonnenaufgangs! Sieh, Wir haben den der Erde nächsten Himmel geschmückt mit der Schönheit der Sterne und haben sie sicher gemacht gegen jede auflehnerische, satanische Kraft, (so daß) sie (die das Unerkennbare zu erfahren suchen,) nicht fähig sein soll-*



Muhammad Asad: Der Weg nach Mekka, Düsseldorf: Patmos 2009, 448 S.gebunden. ISBN: 978-3-491-72541-6 24,90 Euro



Der Koran. Übersetzt und eingeleitet von Hans Zirker. Darmstadt: Primus / Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007. 2. überarb. Aufl., 387 S. Euro 24,90 (WBG: 19,90)

ten, die Schar hoch droben zu vernehmen, sondern von allen Seiten abgewehrt werden sollen, ausgestoßen (aus aller Gnade), indes anhaltendes Leiden ihnen bevorsteht (im kommenden Leben); aber wenn es irgendeinem gelingt, einen flüchtigen Blick (solchen Wissens) zu erhaschen, wird er (hinfort) von einer durchdringenden Flamme verfolgt.“

Karimi: „Bei den sich Reihenden in Reihen, durch Schreien Fortjagenden, Ermahnung Vortragenden! Wahrlich Euer Gott: der Eine, der Herr der Himmel und der Erde und was zwischen beiden, und der Herr der Osten. Geschmückt haben Wir den Himmel, den untersten, mit einem Schmuck der Sterne, und als Schutz vor jedem Satan, jedem rebellischen. Nicht lauschten sie bei dem Rat, dem hohen, und werden beworfen von allen Seiten, um sie zu vertreiben, und sie erwartet eine Strafe, eine andauernde, außer dem, der etwas erhascht, und ihn verfolgt ein Kugelblitz, ein leuchtender.“

Dass übrigens Lazarus Goldschmidt vor langer Zeit schon sprachlich Karimi Ähnliches bot, zeigt sich leicht: *„Bei den sich Reihenden. Und den scheuend Verscheuenden. Und den Ermahnung Vorlesenden. Wahrlich, euer Gott ist einzig. Er ist Herr der Himmel und der Erde und des, was zwischen beiden, und der Herr des Ostens. Wir schmückten den untersten Himmel mit dem Schmuck der Gestirne. Und Behütung vor jedem widerspenstigen Satan. Daß sie nicht belauschen den hohen Rat; getroffen von jeder Seite. Verstoßen. Und dauernde Pein ist ihnen. Bis auf einen, der Aufgefangenes erhascht, den aber verfolgt ein durchbobrender Feuerstrahl.“*

Zwischen den Extremen Patmos / Herder findet sich aber auch ein gelungener, empfehlenswerter „Kompromiss“, die Ausgabe von Zirker. Sure 37, 1–10 lautet hier:

*„Bei den Reihe um Reihe Stehenden,
gewaltig Rufenden,
Mahnung Vortragenden!*

Euer Gott ist ein einziger, der Herr der Himmel, der Erde und dessen, was dazwischen ist, der Herr des Ostens und des Westens.

Wir haben den untersten Himmel mit der Pracht der Sterne geschmückt,

auch zum Schutze vor jedem rebellischen Satan.

Sie lauschen nicht der obersten Ratsversammlung, werden von allen Seiten beworfen

und vertrieben und bekommen dauernde Strafe.

Außer wenn einer etwas aufschnappt, den verfolgt eine grelle Feuerkugel.“

Dies ist verständlich, ohne an Beachtung von Form und Diktion des Originals zu verlieren. Im Gegenteil: das differenzierende Schriftbild, die mit verschiedenen Einzügen arbeitende typografische Gestaltung, legt kommunikative Strukturen frei, klärt unaufdringlich darüber auf, wer jeweils redet; eine große Hilfe angesichts des so häufigen Wechsels der Sprecher. Die sprachliche Vielfalt des Koran schwimmt nicht im gleichförmigen Fluss der Sätze. Dass niemand bisher darauf gekommen war!

Nach dem Vergleich der Übersetzungen verschiedener Suren entsteht der Eindruck, dass Konzision und Kürze sehr wichtig sind, knapp formulierende Übersetzungen den inhaltlich ausladenden vorzuziehen sind, so dass man mit Zirker, auch mit Karimi, ja selbst mit dem nicht mehr zitierfähigen Laz. Goldschmidt mehr an Koranverständnis zu erlangen scheint als mit allein am Inhalt interessierten, oft paraphrasierenden Übersetzungen, wie der Asadschen.

Ob die derzeit aktuellen Wiedergaben philologische Exaktheit befriedigend erreichen, können nur wenige Gelehrte beurteilen. Angesichts der vielen „kleinen“ Unterschiede setzt der Laie auf die sichtbare, eher zu beurteilende sprachliche Stärke und Schönheit. Wahrscheinlich findet Zirker mit seiner Ausgewogenheit und Typographie zu einer sprachlich gelingenden, sachlich korrekten und verständlichen Lösung. Sinnvollerweise mehrere Übersetzungen nebeneinander zu benutzen, macht zudem eine gewissenmaßen ökumenische Vielstimmigkeit wahrnehmbar.

Sie wird noch weitaus klangfarbenreicher werden, denn 2010 werden zwei neue, besondere Aufmerksamkeit verdienende Übersetzungen erwartet – von Hartmut Bobzin (im Beck Verlag) und von Stefan Weidner (Verlag der Weltreligionen), zweier bekannter „westlicher“ Gelehrter. Aber warten wir auch auf neue „östliche“, islamische Auslegungen und Übersetzungen.

Noch klaffen Abgründe zwischen den Religionen, aber auch zwischen ihrem je eignen kritischen und „fundamentalistischen“ Umgang mit Heiligen Schriften. Und auch die behutsamste Annäherung breiterer Kreise unterschiedlicher kultureller und religiöser Prägung setzt stetiges Bemühen um gegenseitige Achtung voraus. Ob es jemals „nicht 'westliche' und nicht 'östliche'“ Übersetzungen und Auslegungen geben wird? Und wenn ja, würden wir sie wollen?

Michael Brocke

Lina Morgenstern

Soziales Engagement als Werk der Frau

Da war plötzlich eine Begeisterung über mich gekommen. Mit glühenden Wangen saß ich in der Dämmerung und durchdachte den Plan. „O Gott, lass mein Werk gelingen, gib mir die Kraft, es durchzuführen!“¹ Es war Mai 1866, der *Deutsche Krieg* stand unmittelbar bevor, und Lina Morgenstern hatte sich mit Bertha Richter getroffen, der Frau des Mariendorfer Pfarrers. „Mit der Kriegsfurie“, da waren sie sich einig, würden „Not, Hunger und Krankheit ins Land“ einfallen. Tausende würden verarmen, den Familien die Männer, die Ernährer entzogen. „Diesen Tausenden in einer Küche die Hauptmahlzeit des Tages zu bereiten – das will ich thun“. So war Lina auf ihre Idee einer Volksküche gekommen, und gleich am nächsten Morgen entwarf sie den Gründungsaufwurf.

Familie und Jugend

Als drittes von sechs Kindern einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie wurde Lina Bauer am 25. November 1830 in Breslau geboren. Ihr Vater, Albert Bauer (1800–1875) und sein Halbbruder Wilhelm leiteten gemeinsam eine Niederlassung der königlichen Porzellanmanufaktur, handelten mit Luxus- und Kunstartikeln. Linas Mutter Fanny war Tochter des Krakauer Senators Jakob Adler, ihre Großmutter väterlicherseits war Bella Betty aus der Familie des Bankhauses Goldschmidt.

Die Bauers boten ihren Kindern eine gute Erziehung, sorgten für Begegnungen mit Gelehrten und Künstlern. Breslau gehörte zu den deutschen Städten, in denen die ersten jüdischen Schulen für Mädchen entstanden waren. Lina aber besuchte neun Jahre die *Wernersche höhere Töchterschule*, erhielt daneben Gesangs-, Klavier- und Sprachstunden. Autodidaktisch befasste sie sich mit Literatur, Kunst und den Naturwissenschaften. Die Familie Bauer war fest im Breslauer Judentum verwurzelt. Ludwig Geiger erinnert sich an den nachhaltigen Religions- und Konfirmationsunterricht Linas durch Rabbiner Abraham Geiger (1810–1874) und Moritz Abraham Levy (1817–1872). „Sie war von meinem Vater unterrichtet, konfirmiert und getraut worden, hatte wie ihre Familie in meinem Elternhause verkehrt und bewahrte bis in ihr höchstes Alter der Liebenswürdigkeit meiner Mutter und der anregenden Geistesstärke meines Vaters eine rührende Pietät. Sie pries stets mit jener jugendlichen Kraft und Begeisterung, die ihr eigen war, die sittliche und religiöse Weihe, die sie durch meinen Vater

empfangen hatte.“² Lina Morgenstern wird eines der ersten Mädchen gewesen sein, die von Abraham Geiger konfirmiert wurden. 1844 hatten die ersten Konfirmationen als Abschlussfeier der Religionschule stattgefunden, die letzten 1863. Danach gab es wieder nur die Bar Mizwa für Jungen nach orthodoxem Ritus.³ Geiger begriff den Religionsunterricht als Teil seiner Reformbestrebungen und entwarf 1843 einen entsprechenden Lehrplan für die neugegründeten Breslauer Religionsschule.

Ihrem späteren Mann, dem etwas älteren Theodor Morgenstern (1826–1910) begegnete Lina schon früh, im Jahre 1846. Er lebte bei der jüdischen Familie Immerwahr und war Lehrling in deren Modegeschäft. Lina war fasziniert von dem „eleganten Jüngling mit seiner politischen Vergangenheit“⁴, denn er war aus dem russischen Zarenreich geflüchtet, nachdem man seinen älteren Bruder ohne Prozess nach Sibirien verbannt hatte. Ein solches Schicksal wollte seine Familie ihm ersparen und schickte ihn zu Bekannten nach Breslau. Aber erst sieben Jahre später, nachdem Theodor Morgenstern in Preußen ‚naturalisiert‘ worden war, erlaubten Linas Eltern die Vermählung.

Wohlfahrt in der Familie Bauer

In soziales Engagement wuchs Lina wie selbstverständlich hinein. Ihre Mutter Fanny (1805–1874) war Vorsteherin des Vereins zur beruflichen Ausbildung junger Frauen und kümmerte sich um die Fürsorge verlassener und gefährdeter Kinder. Bezeichnend für die ganze Familie ist die Geschichte, die Lina Morgenstern in *Ost und West* erzählt. Geh’ nach Deutschland, „wo Du an allen kleinen und großen Orten Wohltäter unter unseren Glaubensgenossen finden wirst.“⁵ Mit Urvertrauen auf die jüdische Solidarität (die sich keineswegs ‚nur‘ auf Glaubensgenossen richtete) schickten die Redlichs aus dem russischen Lask ihren zehnjährigen Sohn Heinrich westwärts, um ihn vor den russischen Rollkommandos zu schützen. Und in der Tat, den mittellosen und halberfrorenen Knaben las der Vater von Lina in Breslau auf und nahm ihn kurzerhand mit nach Haus. „Meine Mutter, die es sich stets zur Aufgabe gemacht hatte, verlassene Kinder zu retten, liess Heinrich Redlich nun ganz auf ihre Kosten erziehen. Sie brachte ihn zu einer braven Frau, die schon zwei ihrer Pfleglinge gut gehalten hatte, in Pension, meldete ihn in einer Bürgerschule an und gewährte ihm bei uns Freitische, um fortdauernd über seine



Vor hundert Jahren gestorben: Lina Morgenstern (25. November 1830 Breslau – 16. Dezember 1909 Berlin)



Gesundheit und geistige Entwicklung zu wachen. Meine drei jüngeren Geschwister gaben ihm Unterricht.“⁶ *Freitisch* war jüdisch-traditionell eine Form der Unterstützung, einen Hilfsbedürftigen reihum zu bewirten, was die Last auf mehrere Familien verteilte. Soziale Verpflichtung empfand Albert Bauer auch gegenüber seinen Fabrikarbeitern, für die er eine kleine Siedlung baute.⁷

Suppenlina

Wie das in ihrer Familie üblich war, wurde Lina schon in jungen Jahren sozial aktiv und gründete mit ihren Mitschülerinnen den *Pfennigverein* zur Unterstützung armer Schulkinder, dessen Vorsitzende sie bis zu ihrer Heirat blieb. Sie bekam fünf Kinder, aber nur Hausfrau wollte und konnte sie wegen geschäftlicher Misserfolge ihres Mannes nicht bleiben. So begann sie, Kinderbücher zu schreiben. Ende der 1850er Jahre hatte sie großen Anteil an der Entstehung der ersten Kindergärten in Berlin. Außerdem förderte der von ihr gegründete Verein die Ausbildung von Kindergärtnerinnen. Dies Engagement war Resultat ihrer Beschäftigung mit den Konzepten von Friedrich W. A. Fröbel (1782–1852). Henriette Goldschmidt (1825–1920) übernahm wenige Jahre später, mit großem Erfolg und im persönlichen Kontakt mit Fröbel, eine ähnliche Rolle in Leipzig.

Eigentlich bekannt geworden ist Lina Morgenstern mit ihrer Initiative für Volksküchen 1866 (was ihr der Volksmund mit dem Namen *Suppenlina* dankte) und mit der Versorgung durchreisender Soldaten und Verwundeter 1870. Beide Engagements zielten auf Kriegsfolgen, förderten Morgensterns organisatorisches Talent zu Tage, und waren auch Ausdruck ihrer patriotischen Einstellung. Mit diesen Eigenschaften gelang es ihr, Hunderte bürgerliche Frauen weit über Berlin hinaus zu mobilisieren: für den Berliner Hausfrauen-Verein, den Kinderschutz-Verein oder den Verein zur Rettung und Erziehung strafentlassener jugendlicher Mädchen.⁸

Morgenstern war eine durchaus typische Vertreterin der Frauenrechtlerinnen jüdischer Herkunft. Diese stammten meist aus liberalen, städtischen Verhältnissen, wohlhabende assimilierte Kaufmannsfamilien etwa. Die klassische höhere

Kinder-Asyl

„Freundliche Stätten, wo die durch unsere sozialen Verhältnisse heimat- und elternlos gemachten Kinder ein Obdach finden“. Licht, Luft, Natur und Spielzeug, ein stattlicher Anstaltsarzt und reichlich Personal – die Wegbereiterin des Kindergartens Lina Morgenstern zufrieden in der Mitte. So idyllisch, wie es sich hier der Zeichner vorgestellt hat, war es wohl nicht. Aber es war eine Antwort auf die desolaten und prekären Verhältnisse von Kindern in der Großstadt, verwarf die Verwahrung im Findelhaus, zielte nicht auf Ersatz, sondern Stützung und Stärkung der Familie – der Kindergarten ist eine Erfolgsgeschichte.

Bildung in Form eines Studiums blieb ihnen verwehrt, aber im Austausch untereinander und durch intensive Lektüre eigneten sie sich profundes Wissen selbst an. Für viele von ihnen war die 1848er Revolution ein Aufbruch. Sie stellten sich auf die Seite der Liberalen und rebellierten gegen die traditionelle Frauenrolle, die oft von der eigenen Mutter noch vorgelebt wurde. Mit arrangierten Ehen und einem auf die häusliche Sphäre beschränktem Leben wollten sie sich nicht zufrieden geben. Das Streben nach einer eigenen Berufstätigkeit, die den bürgerlichen Konventionen nicht entsprach, mündete oft in einer schriftstellerischen Tätigkeit oder in der sozialen Arbeit.⁸ Wobei die Emanzipation die eine Seite der Medaille war: die andere waren die gesellschaftlichen Umbrüche, die Frauen in neue Betätigungsfelder zwangen.

Die Schriftstellerin

Das publizistische Werk Morgensterns lässt sich nicht von ihrem Engagement als aktiv und praktisch tätige Sozialreformerin trennen, doch geht es weit über das hinaus. Sie schrieb eine Vielzahl an Kinder- und Sachbüchern, manche Idee darin stammte noch von ihrer Mutter. Fanny Bauer hatte ihren Kindern oft Geschichten mit pädagogischem Anspruch erzählt, damit sie „tätige Nächstenliebe“ entwickelten.⁹ Die ersten selbständigen Veröffentlichungen Linas erschienen 1861: *Die Storchstraße*, *Das Paradies der Kindheit*, *In der Dämmerung*. In späteren Jahren folgten weitere Kinderbücher und Ratgeber zur Kinderpflege und -erziehung. Auch ihre Vereinstätigkeit spiegelt sich in ihren Schriften: *Die Berliner Volksküchen* (1868), *Der Kinderschutz-Verein* (1870), *Der Beruf des Weibes* (1872). Bei aller publizistischen Vielseitigkeit hatte Morgenstern den Anspruch, dass ihre Schriften, und gerade auch, das mag überraschen, ihre Kochbücher, eine wissenschaftliche Fundierung hatten: *Universalkochbuch für Gesunde, Kranke und Genesende und erstes Lehrbuch für Hausfrauen, junge Damen etc. sowie eine Sammlung von über 2300 Kochrezepten und Speisezetteln* (1881) oder *Was kochen wir heute? Speisezettel auf 1 Jahr für die reiche Küche und den bürgerlichen Tisch, nebst Verdeutschung aller in der Küche üblichen Fremdwörter* (1899). Über *Augusta, erste deutsche Kaiserin. Culturhistorisches Zeit- und Lebensbild* (1890) schreibt sie eine Biografie. 1869 hatte sie schon ihre autobiografische Novelle *Blüthenleben* verfasst. Nach ihrem Rückzug aus der



Öffentlichkeit 1886 intensiviert sie ihre publizistische Tätigkeit noch, nun stand das Thema „Frauen“ im Vordergrund. Sie brachte das dreibändige Werk *Frauen des 19. Jahrhunderts* (1888–1891) heraus. Mit einem umfassenden Nachschlagewerk gelang ihr schließlich ein zeitgenössischer Überblick über die *Frauenarbeit in Deutschland* (2 Bde., 1893).

„Heiteres Gottesbewusstsein“

Innerjüdische Aktivitäten blieben bei Morgenstern Ausnahme. Sie freundete sich mit Immanuel H. Ritter an, der in Breslau ebenfalls zu Geigers Studenten gehört hatte, und nun in Berlin Protagonist der *Jüdischen Reformgemeinde* und Lehrer an der Töchterschule war. Gemeinsam gaben sie 1863 das Buch *Glaube, Andacht und Pflicht. Buch zur häuslichen Erbauung für die reifere israelitische Jugend* heraus. 1879 appellierte sie bei Kaiserin Augusta, sich für „bedrängte Glaubensgenossen“ einzusetzen, und angesichts der Pogrome in Rumänien wendete sie sich an dessen Königin Elisabeth. Dass in der von ihr seit 1874 dreißig Jahre lang herausgegebenen *Deutschen Hausfrauen-Zeitung* auch über jüdische Aktivitäten berichtet wurde, war für sie sicher völlig selbstverständlich: über ein Heim für israelitische Lehrerinnen, jüdische Krankenpflege oder ein jüdisches Mädchenstift etwa. So selbstverständlich war das in dieser Zeit jedoch nicht, obgleich dem Verband Deutscher Hausfrauen viele Jüdinnen angehörten. In *Frauenarbeit in Deutschland* widmete sie ein Kapitel den „Israelitischen Frauenvereinen“, mit Hinweisen zur Vereinsgeschichte, den Arbeitsschwerpunkten und den Namen der engagierten Frauen dort. 1899 schließlich nutzte sie ‚ihre‘ *Hausfrauenzeitung*, um gegen „das Märchen vom Ritualmord“ anzugehen.

Doch gerade weil sie sich eher überkonfessionell engagierte war Lina Morgenstern Opfer antijüdischer Attacken. Die antisemitische Propaganda von Adolf Stoecker und Konsorten diskreditierte den „Berliner Hausfrauen-Verein“, ließ die Mitgliederzahl drastisch schwinden. Eine Teilnehmerin der Mitgliederversammlung des Vereins im November 1883 fand klare Worte: „Wissen Sie denn, weshalb Neid und Unverstand immer und immer wieder an dieser Frau rütteln, trotz all’ des Großen, was sie geleistet. Es ist, weil sie *Jüdin* ist.“¹⁰

Mit der antisemitischen Hetze setzte sich Morgenstern nicht emotional, sondern argumentativ auseinander. „*Wir haben wohl zur Genüge bewie-*

sen, daß wir nicht nur genießen, sondern arbeiten, und zwar nicht nur, um Kapital zusammenschachern, sondern ohne Unterschied der Religion das Gute zu fördern, unseren Mitbürgern beizustehen und barmherzige Liebe zu üben. Wir fühlen uns als gleichberechtigte Staatsbürger, da wir alle Pflichten gegen Thron und Vaterland, gegen Staat und Gesellschaft gewissenhaft erfüllen.“¹¹ Hierzu trat ein souveränes Selbstbild, das auch ihre Beziehung zum Judentum reflektierte: „*Dem Abschied von der Schule folgte die Confirmation. Es traten an mich die ernsten, die Lebensrichtung entscheidenden Fragen des Glaubens, der Religion heran. Nicht ohne Kampf und Selbstprüfung ging jene Zeit der Weihe an mir vorüber. Ich hänge nicht an Formen und Gebräuchen, frei will mein Geist das Geistige erfassen, und die Kirchengenossenschaft, zu der ich mich bekenne, betrachte ich nur als einen größeren, weiteren Familienverband, zu dem ich und die Meinigen gehören, aber wahrlich, das soll mich niemals trennen, von denen die anders glauben wie ich. Mit dem heiteren, zuversichtlichen Gottesbewußtsein in mir sei meine Religion für’s Leben Menschenliebe und nichts so sehr mein Feind als Heuchelei und Glaubenshaß.*“¹²

So wurde sie auch von den jüdischen Zeitgenossen wahrgenommen. Rabbiner Dr. Hochfeld hatte an Lina Morgensterns Sarg als ihre bedeutsamste Leistung gewürdigt, „daß sie in der Zeit des konfessionellen Haders es verstanden habe, die konfessionellen Gegensätze zu überbrücken“.¹³ Ludwig Geiger schloss sich diesem Urteil an: „Sie war eine der seltenen Frauen, die Deutschtum und Judentum harmonisch zu verbinden wissen. Daß sie als Jüdin einen hervorragenden Platz in der Öffentlichkeit errungen hatte, daß sie trotz ihres Bekenntnisses von den Höchsten der Erde anerkannt und geehrt werde, blieb ihr Stolz.“ Geiger bestand aber auch darauf, dass ihr enormer Einsatz für die Allgemeinheit keineswegs bedeutete, dass sie sich vom Judentum entfernt hatte. „Lina Morgenstern war und blieb eine gute Jüdin. Beobachtete sie auch keine rituellen Vorschriften, wirkte sie auch ausschließlich in allgemeinen, nicht in jüdischen Vereinen, so verharrete sie als eine treue Tochter ihres angestammten Glaubens.“¹⁴

Wegbereiterin

Lina Morgenstern war über Jahrzehnte etwas gelungen, was andere Jüdinnen der Frauenbewegung sonst kaum erreicht hatten. Sie fand Anerkennung und Unterstützung auch in nichtjüdischen Teilen

1. Lina Morgenstern: Zuverlässiges Hilfsbuch zur Gründung, Leitung und Kontrolle von Volksküchen und anderen gemeinnützigen Massen-Speiseanstalten. Berlin: 1892, S. 90
2. Ludwig Geiger, AZI 53 (1909), S. 632
3. Mordechai Eliav: Jüdische Erziehung in Deutschland im Zeitalter der Aufklärung und Emanzipation. Münster, 2001, S. 342
4. Anonym: Festgabe zur Goldenen Hochzeit des Ehepaars Lina und Theodor Morgenstern. In: Deutsche Hausfrauen-Zeitung, 31 (1904), S. 121
5. Lina Morgenstern: Heinrich Redlich. In: Ost und West, 1 (1906), S. 44
6. Ebd.
7. Dagmar Nick: Jüdisches Wirken in Breslau. Würzburg, 1998, S. 18
8. Maya Fassmann: Jüdinnen in der deutschen Frauenbewegung 1865 – 1919. In: Julius Carlebach: Zur Geschichte der jüdischen Frau in Deutschland. Berlin, 1993, S. 147–166
9. Nick, S. 44
Fassmann (1993), S. 156
10. Zit. nach Fassmann (1996), S. 203
11. National-Zeitung, 15.10.1879, zit. nach Fassmann (1996), S. 211
12. Lina Morgenstern: Blütenleben. Original-Novelle. Neu-Ruppin, 1869, S. 5
13. Zit. nach Heinz Knobloch: Die Suppenlina. Wiederbelebung einer Menschenfreundin. Berlin, 1997, S. 201
14. Ludwig Geiger, a. a. O.
15. Clara Roth: Lina Morgenstern zu ihrem 100. Geburtstag am 25. November 1930. In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes, 11 (1930), S. 7

der Gesellschaft. Den meisten in Berlin rasch selbstverständlich gewordenen sozialen Einrichtungen hatte sie den Weg bereitet.¹⁵ Aber bei allem praktischen Bemühen vor Ort zielte sie auf allgemeinere Wirkung. Ihr Streben nach wissenschaftlicher Fundierung und nach Überwindung der nur lokalen Perspektive gehört hierher. So finden wir sie als Akteurin einer Wohlfahrtspflege am Beginn eines jahrzehntelangen Übergangs hin zu zeitgenössisch-moderner Sozialpolitik. Von der herge-

brachten Organisation jüdischer Wohlfahrtspflege hatte sie sich damit freilich ein Stück weit gelöst. Die Selbstverständlichkeit aber, mit der sie sich dem Sozialen verschrieben hatte, die hatte sie als Kind schon in noch jüdisch-traditioneller Form kennengelernt, und brachte sie, wie so zahlreiche Juden mit ihr, in den Fortschritt des deutschen Sozialsystems ein.

*Ann-Kathrin Heidenreich, Karina Küser,
Beata Mache und Harald Lordick*

Buchgestöber

Festkreis und Gebet

Wenn das Gebetbuch als „geistliche Autobiographie des Judentums“ bezeichnet wird, so zeigt das, wie „unerlässlich ein Zugang über Gottesdienst und Gebet für ein angemessenes, besseres Verständnis des Judentums ist.“ Der Theologe von der Osten-Sacken und Rabbiner Rozwaski öffnen einen einladenden Zugang zu solch besserem Verständnis. Das Besondere ihres Buchs ist die selten zu findende Verbindung von Festen und Feiern einerseits mit den gottesdienstlichen Gebeten andererseits; auch die gleichberechtigte Einbeziehung des Reformjudentums fällt angenehm auf. Das Buch hat vier ungleichgewichtete Teile, denen erläuternde Einleitungen vorausgehen. Der Stoff ist gewiss komplex, aber die mehrfache Untergliederung der umfangreichsten Teile II und III ist nicht leicht zu durchschauen, und die Abfolge der Feste und Gebete ist immer wieder eine andere. Das lässt sich verschmerzen.

Im ersten Teil führt von der Osten-Sacken in „Die Welt des jüdischen Gottesdienstes“ ein, indem er Aspekte wie Zeit, Ort, die „handelnden“ Personen und seine Sprache, das Hebräische, beleuchtet. Neben Ritus und Gestik widmet sich ein weiterer Blick dem Adressaten, wobei die maskuline Gottesanrede aus feministischen Kreisen des Reformjudentums hinterfragt wird.

Der umfangreiche zweite Teil ist überschrieben „Das gottesdienstliche Jahr der Juden“, womit Feiern, die den Lebensweg des Einzelnen markieren, auszuschließen waren. Hier hat man auf die Arbeit eines protestantischen Theologen von 1901/02 zurückgegriffen. Der 1864 geborene Theodor Schärf besuchte Ende des 19. Jhs. das Leipziger Institutum

Judaicum, woher wohl seine Kenntnis des Judentums rührt. Schärf's Ausführungen werden als „bemerkenswert sachkundig“, als „eindrückliche qualifizierte Arbeit“ bezeichnet, da sich hier jemand „verstehend auf das Judentum eingelassen“ habe. Bei Schärf finde sich, im Gegensatz zum damals Üblichen, kaum antijüdische Polemik. So haben die Herausgeber an den wenigen polemisierenden Stellen in das Original eingegriffen. Dem Leser bestätigt sich der positive Eindruck: eine ausführliche und differenzierte Darstellung, die von genauer Kenntnis, Verständnis und Einfühlungsvermögen zeugt. Zwar gibt es gelegentlich sprachliche oder inhaltliche Irritationen, wie z.B. die verkürzende Bezeichnung der Tora als „Gesetz“ oder die stiefmütterliche Behandlung des Wallfahrtsfestes Schawuot. Doch dessen ungeachtet ist man dankbar, dass diese vergessene „Kostbarkeit“ neu zugänglich ist. Eine gute Ergänzung zu Teil II bietet die knappe Übersicht zu allen Festen im Anhang, in jeder Hinsicht eine sinnvolle Hilfe.

Diesem Anhang voraus geht als vierter Teil ein kleiner Beitrag von Rozwaski: „Die Macht des Gebetes“. Meditativ, bildet er mit seinen Bezügen zu rabbinischen Quellen die erbauliche Coda zur Gebetsanthologie, Teil III, dem wichtigsten und interessantesten Baustein.

Hier stellt Peter von der Osten-Sacken eine von ihm sorgfältig übersetzte wie auch kommentierte, reiche Auswahl von Gebeten der unterschiedlichen religiösen Richtungen zusammen. Schon der Blick auf das Inhaltsverzeichnis lässt erkennen, dass diese kluge Sammlung neben den traditionellen Texten auch neu gestaltete berücksichtigt. Vor allem hat eine fortschrittliche Sicht auf die Stellung der Frau



Peter von der Osten Sacken / Chaim Z. Rozwaski (Hg.): Die Welt des jüdischen Gottesdienstes. Feste, Feiern und Gebete (Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum 29). Berlin 2009. 348 S., mit Lesebändchen, 19,50 Euro. ISBN 978-3-923095-38-4.

Eingang in den Gottesdienst gefunden. Spürbarer noch schlägt sich das Fragen und Nachdenken über den Holocaust – wie auch der Dank für den Staat Israel – in den Gebeten nieder. So spricht Teil III abschließend neue Erinnerungstage wie das Schah-Gedenken oder die Unabhängigkeitsfeier Israels an. Die durchdachte und vielfältige Auswahl in sinnvoller Zuordnung zu seinen anderen Teilen macht das übrigens auch sehr preiswerte Buch zu einer wertvollen, informativ-meditativen Lektüre.

Annette Sommer

Jüdische Studentenverbindungen

Das gewaltsame Ende der Geschichte des deutschen Judentums in den Jahren nach 1933 bedeutete zugleich auch das Ende der aktiven jüdischen Studentenverbindungen und ihres Verbindungslebens in Deutschland. Es war eine Minderheit in der Minderheit, die sich Ende des 19. Jahrhunderts vor dem



Miriam Rürup: Ehrensache. Jüdische Studentenverbindungen an deutschen Universitäten 1886–1937. Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 33. Göttingen: Wallstein 2008. 502 Seiten. 40 Euro. ISBN 978-3-8353-0311-9

Hintergrund des zunehmend auch im Universitätsbereich spürbaren Antisemitismus in den neuen Verbindungen zusammenschloss. Dabei entwickelten sich zwei ideologisch unterschiedlich orientierte und sich bekämpfende Hauptströmungen, deutschvaterländisch (*Kartell-Convent*) auf der einen Seite und jüdisch-national bzw. zionistisch (*Kartell Jüdischer Verbindungen*) auf der anderen Seite. Viele ihrer Mitglieder spielten als „Alte Herren“ in der Zeit der Weimarer Republik führende Rollen in den großen jüdischen Organisationen *CV* und *Zionistische Vereinigung für Deutschland*. In ihrer Dissertation untersucht die Autorin die jüdischen Korporationen in ihrer Funktion als „Sozialisationsagenturen“, analysiert ihren Lebensstil und ihre Entwicklung und geht der Frage nach, wie zentrale Aspekte des verbindungsstudentischen Alltags mit seinem stark ritualisierten Ehrenkodex und seinen traditionellen Formen (z.B. Kneipen, Fechtböden) einerseits die innerjüdische Debatte beeinflussten und andererseits Auswirkungen auf die eigene jüdische Positionierung gegenüber der Außenwelt hatten. Neben der Auswertung der Verbandszei-

tungen und der Jubiläums- und Festschriften der der Verbindungen als Quellenmaterial wertet die Arbeit eine Vielzahl von privaten Nachlässen ehemaliger Mitglieder verschiedener jüdischer Studentenverbindungen aus, die sich hauptsächlich in den *Central Zionist Archives* in Jerusalem befinden.

Joachim Rott (jr)

Freie Wissenschaftliche Vereinigung

Die 1881 an der Berliner Universität gegründete Studentenorganisation *Freie Wissenschaftliche Vereinigung* (FWV) hatte sich zum Ziel gesetzt, der anti-jüdischen Stimmung im akademischen Raum entgegenzutreten. Mit ihrem Eintreten für die freie Wissenschaft stand die Vereinigung, der in den Anfangsjahren auch viele Nichtjuden angehörten, in der Tradition des Bildungsbürgertums. Der Band enthält im Wesentlichen die beiden Taschenbücher der FWV aus den Jahren 1908 und 1931. Sie sind in erster Linie Selbstdarstellungen eines Studentebundes, die seine liberale und bildungsorientierte Grundhaltung deutlich machen. 1933 wurde die FWV aufgelöst. Ihr 90. Stiftungsfest feierte die Verbindung 1971 in New York.



Manfred Voigts (Hrsg.): Freie Wissenschaftliche Vereinigung. Eine Berliner anti-antisemitische Studentenorganisation stellt sich vor – 1908 und 1931. Pri ha-Pardes, Band 2. Potsdam: Universitätsverlag 2008. 231 Seiten. 14,50 Euro. ISBN 978-3-940793-30-0.

Wörter als Stellvertreter

Eine Auswahl aus über 30 Büchern mit Lyrik und Prosa des jetzt 96jährigen Dichters, Widerstandskämpfers und berühmtesten zeitgenössischen jüdischen Autors Abraham Sutzkever ist erschienen. Sie beginnt mit Gedichten des Zyklus „Sibir“. Das führt in frühe Jahre zurück, als die Eltern mit dem jungen Avrom im Ersten Weltkrieg vor brandschatzenden Kosaken in ein Land geflohen waren, das als Inbegriff der Verbannung galt: Sibirien. Ganz anders erlebt es Sutzkever in der Rückschau, entfaltet er doch dort seine „angeborene Fähigkeit, die Natur zu sehen, zu fühlen, zu verstehen und zu vermitteln“, so die herausragende Kennerin seines

IMPRESSUM

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg

ISSN 1436–1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke (V.i.S.d.P.)
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick, Annette Sommer
sowie Karina Küser und Ann-Kathrin Heidenreich (Assistenz)

Layout Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Geibelstraße 41
47057 Duisburg

Telefon +49(0)203-370071

Fax +49(0)203-373380

E-Mail kalonymos@steinheim-institut.org

Internet www.steinheim-institut.de

Druck Brendow Printmedien, 47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00



Abraham Sutzkever: Geh über Wörter wie über ein Minenfeld. Lyrik und Prosa. Einleitung von Heather Valencia. Auswahl, Übersetzungen und Anmerkungen von Peter Comans. Campus Verlag Frankfurt/New York 2009. 24 Abbildungen. 389 Seiten, 34,90 Euro. ISBN 978-3-593-38906-6.

Werkes, die Germanistin und Jiddistin Heather Valencia in ihrer Einleitung.

Wie sich urplötzlich „böse Dunkelheit“ aufs Meer senkt und Unheil kündigt, so verfinstert sich der Blick des Dichters unvermittelt. Es werden keine behaglichen Geschichten erzählt. Abraham Sutzkever spricht von der Kugel in seinem Herzen, der nicht zu entfernenden, unauslöschlichen Erinnerung an Litauen und Wilna, dem Auftakt zur Schoa. Breughelsche Höllenbilder verfolgen ihn. Er ist überzeugt, alle Schrecken nur überlebt zu haben, um in jeder Zeile den ungeheuren Schmerz spüren zu lassen. So wie er es seit 1946 als Zeuge im Nürnberger Prozess und als Verfasser des Bandes „Wilner geto“ getan hat.

Aus Sibirien zurückgekehrt nach Wilna, bildet sich Sutzkever im YIVO, dem jiddisch-wissenschaftlichen Institut, und studiert an der polnischen Universität. Ein aufstrebender junger Poet, der später als Arbeitssklave gezwungen wird, für den räuberischen, kulturzerstörerischen „Einsatzstab Rosenberg“ Hand anzulegen an die ihm so teure jiddische Kultur. Manchmal gelingt es, unter Lebensgefahr heimlich etwas in Sicherheit zu bringen. Dieser furchtbare Konflikt wird am sinnfälligsten in dem Gedicht „Die bleiernen Platten aus Romms Druckerei“, seit 1789 Quelle der Verbreitung jüdischen

Geistes: Von der Widerstandsbewegung müssen diese Druckplatten eingeschmolzen werden, um Munition für den Kampf gegen den Todfeind zu gießen. Erfahrungen, wie Heather Valencia darlegt, die dazu führen, dass Grenzen zwischen physischer Existenz und Poesie hier in einem ganz und gar ungewöhnlichen Werk zusammenfließen.

Abraham Sutzkever, der ab 1949 jahrzehntelang die herausragende jiddische Kulturzeitschrift „Di goldene kejt“ in Tel Aviv gestaltete, ist in Deutschland wenig bekannt. Wer sich an die Zeit der Ausflüchte und Verdrängung erinnert, die dem Zivilisationsbruch nach 1945 folgte, wundert es nicht. Leser dieser Gedichte und Prosa müssen sich der historischen Realität stellen, da gibt es keine Ausflüchte. Nur hin und wieder ein kleiner Hoffnungsstrahl, eine Möglichkeit, sich der Unterwerfung zu entziehen. Der Übersetzer Peter Comans nennt Sutzkevers Prosa eine „Erinnerungsarbeit mit einem subjektiv-authentischen Bezugspunkt“. Einige Texte sind neben der deutschen Übersetzung auch im jiddischen Original, jedoch lateinisch transliteriert, zu lesen. Eine ungewöhnliche Begegnung mit einem Dichter, dessen Werk den Reichtum der jiddischen Sprache ebenso wie die wortschöpferische Kraft eines ihrer hervorragenden Protagonisten belegt. *Joachim Hemmerle*

Mitteilungen

Bundisten auch in Duisburg-Hamborn

Noch wenig bekannt ist, dass der *Allgemeine Jüdische Arbeiterbund* BUND auch in Deutschland Anhänger hatte. Max Eschelbacher charakterisierte 1918/19 die politische Ausrichtung der ostjüdischen Arbeiter in Düsseldorf: „Auch Poale Zion waren darunter, die meisten aber waren Bundisten.“ Aber auch in Duisburg und Hamborn gab es bundistische Aktivitäten.

Der Ingenieur Krupczyn trat nach einem Vortrag Leo Kaufmanns im Februar 1919, organisiert durch die Synagogengemeinde, in der Diskussion als Bundist auf. Laut der *Jüdischen Rundschau* vom 4.3.1919 auf „durchaus hohem Niveau“. Im November 1920 nahm die Duisburger Bund-Gruppe an der zweiten Konferenz der Bund-Gruppen in Rheinland-Westfalen teil.

Die Berliner Bund-Zeitschrift *Der Morgenshtern* vom 31. Januar 1921 meldete, dass 106 Mark für diese Zeitung in Duisburg gesammelt worden seien. 56 Mark trug eine Duisburger Sammelliste

bei und die anderen 50 Mark wurden auf der Hochzeit von Zalman und Henie Mashkovitsh gespendet. Darüber hinaus nennt die Ausgabe, neben dem Ehepaar Maskovitsh, weitere Spender: Sarah Sherotski, Mendelzon, Brerniak, Asher, Samsonovitsh, Gebrüder Hershenboym, Markovitsh, Lis, Sarah Lamfel und Familie Hershkovitsh. Fabianitz und Freilich schalteten Anzeigen zu Ehren von M. Abramtschik und P. Shubert, die sich in Hamborn verlobt hatten. Das werden nicht ausnahmslos Mitglieder des BUND gewesen sein, doch gehörten sie wohl alle zum Sympathisantenkreis. Über manche erfahren wir mehr dank der Namensliste der Duisburger Juden (Vogedes, in von Roden 1986). So identifizieren wir Moszek (Moritz) Abramczyk und Paula Schubert. Abramczyk lebte seit 1920 in Duisburg und emigrierte wohl 1933 in die Niederlande. Während Paula Schubert und der gemeinsame Sohn dem Holocaust zum Opfer fielen, lebte Moszek später wieder in Deutschland. (vgl. Kalonymos 2008.4, S. 15–16) *Stefan Braun*



„Verborgene Pracht“ der aschkenasischen Juden in Hamburg-Altona

Vor beinahe tausend Jahren beschrieb der spanisch-jüdische Dichter Mosche ibn Esra sein Erleben eines Friedhofs:

*Uralte Gräber aus vergess'ner Zeit
hier schläft ein Volk den Schlaf der Ewigkeit,
kein Hass lebt unter ihnen, keine Eifersucht,
nicht Liebe und nicht nachbarlicher Streit,
vergeblich schweift mein Blick umher und sucht
den Unterschied von Knecht und Obrigkeit.*

Ein Eindruck, der über Jahrhunderte bestehen bleiben konnte. Denn auch in uns steigen ähnliche Gedanken und Gefühle auf, wenn wir einen alten Friedhof aufsuchen, beispielsweise den der Königstraße in Hamburg-Altona. Er diente von Anfang des 17. Jahrhunderts bis Mitte des 19. Jahrhunderts sowohl Sefarden als auch Aschkenasen – und ist schon dadurch selten kostbar.

Zu den über 5000 Steinen seines aschkenasischen Areals ist soeben ein entsprechend reiches Buch erschienen: „Verborgene Pracht. Der jüdische Friedhof Hamburg-Altona“. Diesen Schatz ans Licht treten zu lassen war das Sal. L. Steinheim-Institut über Jahre bemüht und freut sich nun über die umfassende Buchveröffentlichung vieler seiner Mitarbeitenden – eine historische, literarische und künstlerische Vertiefung in Text und Bild zu der Erfassung aller Grabmale des Friedhofs, wie sie im Internet zu finden sind.

Abgesehen von der Darstellung historischer Hintergründe und Zusammenhänge sowie einer kunstgeschichtlichen Deutung der Grabmalgestaltung, erhält man dank intensiver Studien zu unterschiedlichen Gruppen von Inschriften einen Einblick in die Geschichte der jüdischen Gemeinde Altonas zu jener Zeit wie auch in das Leben einzelner Menschen aus allen Schichten. Auch ein Autor von recht eigenwilligen Inschriften, die doch allermeist anonyme Verfasser haben, konnte identifiziert werden. So werden im Spiegel der Steine und ihrer Texte Gemeinde- und Sozialgeschichte lebendig. Ausgewählte, aus den Grabmalen gewonnene Stammbäume bedeutender Familien runden das Panorama ab.

Nimmt man den „Prachtband“ (Salomon Korn)

zur Hand und beginnt zu blättern, eröffnet sich Seite um Seite die Sicht auf eine Epoche altfrommen und traditionellen, aber durchaus auch modernen Selbstbewusstseins, das Rabbiner und Gelehrte, Kaufleute, Ärzte und ihre Gattinnen in der Elbstadt über Jahrhunderte entfaltet. Und zugleich tritt der Eindruck friedlicher Gleichheit aller im Tod, wie ihn Ibn Esra aufrief, für einen Augenblick in den Hintergrund. Denn das Buch stellt die Menschen zu ihren Lebzeiten vor Augen und lässt uns in den Inschriften, wenn auch in deren großer Diskretion, entdecken, dass es auch im Leben dieser Ge-



Michael Brocke (Hg.): Verborgene Pracht – Der jüdische Friedhof Hamburg-Altona - Aschkenasische Grabmale. Dresden: Sandstein 2009. 436 Seiten. 39,80 Euro. ISBN 978-3-940319-33-3.

meinde nicht nur „Liebe“, sondern auch „Eifersucht“ und „nachbarlichen Streit“, „Knecht und Obrigkeit“ gegeben hat. Wie könnte es anders sein – allein aber das „Wie“, in dem das pralle Leben in den Nachrufen zum Ausdruck kommt, macht sie interessant.

Dies und mehr erfährt man aus den informativen Beiträgen, die mit beeindruckenden Fotografien attraktiv gestaltet, hier versammelt sind. Unter den Blicken des lesenden und schauenden Gedenkens erwachen die Toten aus dem „Schlaf der Ewigkeit“, und „vergess'ne Zeit“ kann zu lebendiger Gegenwart werden.

Annette Sommer

Für Lehrer und Dozenten

Im Leo Baeck Programm *Jüdisches Leben in Deutschland – Schule und Fortbildung* hat das Steinheim-Institut neben der schon angezeigten Publikation *Duisburger Juden gestern und heute* (Kalonymos 2009.2) erfolgreich zwei weitere Teilprojekte abgeschlossen: Sowohl das Handbuch für Lehrer und Dozenten *Die rheinischen Juden im Mittelalter* als auch *Spurensuche – Jüdische Friedhöfe in Deutschland* finden sie als online-Publikationen auf unseren Webseiten. Nutzen Sie sie!

Wir wünschen allen
unseren Leserinnen
und Lesern frohe,
erholsame Festzeiten
und ein glückliches
und gesundes neues
Jahr 2010

Jahresausklang

Ein Jahr geht zu Ende, ein Mendelssohn-Jahr! Noch klingen die Harmonien der Oratorien, Symphonien, Kammermusik- und Klavierwerke nach, die zum zweihundertsten Geburtstag des großen Komponisten zu recht und zu aller Freude vielerorts aufgeführt wurden. So gehört es sich und so wollten wir einen der größten Musiker, den Enkel Moses Mendelssohns, der uns aus seinem all zu kurzen Leben ein solch reiches Schaffen hinterlassen hat, gebührend ehren.

Doch soll hier den zahlreichen Lobeshymnen keine weitere folgen, sondern wenden wir den Blick vier Jahre zurück, auf einen zweihundertsten Geburtstag, der keine annähernd vergleichbare Beachtung fand, nämlich der von Felix' Schwester Fanny, die zeitlebens im Schatten ihres jüngeren Bruders stand – zu Unrecht, betrachtet man das künstlerische Werk dieser außergewöhnlichen Frau. Denn nicht in der Qualität und Quantität ihrer

Das Jahr von Fanny Mendelssohn, mit Zeichnungen von Wilhelm Hensel Februar und Juni



Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz

Leistung lag ihre Ignorierung als Komponistin begründet – auch ihr ebenfalls sehr kurzes Leben zeugt von äußerst reicher Schaffenskraft – sondern allein die Tatsache, dass sie eine Frau war, versperrte ihr den Weg zu verdienter, öffentlicher Anerkennung.

Wie ihr Bruder Felix genießt auch Fanny schon früh eine kompositorische Ausbildung bei Carl Friedrich Zelter, dem Leiter der Berliner Singakademie. So ist sie bald in ihrem Freundeskreis nicht nur als hervorragende Pianistin, sondern auch als Komponistin von Liedern und Klavierstücken höchst geachtet. Doch der strenge Va-



Fanny Mendelssohn 1805–1847

ter, der Bankier Abraham Mendelssohn, sieht für seine Tochter trotz deren Begabung keine berufliche Zukunft in der Musik, sondern drängt sie in ihre Rolle als Hausfrau und Mutter. Felix dagegen erfährt eine solch intensive musikalische Unterstützung, dass er schon bald großes öffentliches Ansehen als Komponist genießt. Dennoch bleibt seine Schwester, mit der ihn eine tiefe Beziehung verbindet, seine wichtigste Beraterin, wenn es darum geht, ein Werk herauszugeben. Doch sein Frauenbild erlaubt es ihm nicht, umgekehrt auch Fanny bei ihren Publikationswünschen zu helfen. Unterstützung erfährt sie nur von ihrem Mann, dem Maler Wilhelm Hensel, mit dem sie 1839 durch Italien reist. Erfüllt und inspiriert von dieser Reise schreibt sie, in die Enge Berlins zurückgekehrt, ihr bedeutendstes Werk, den Klavierzyklus „Das Jahr“, ein musikalisches Tagebuch mit autobiographischem Charakter. Der Zyklus schließt mit einer Bearbeitung des Chorals „Das alte Jahr vergangen ist“, den Fanny mit einem Motiv J.S. Bachs kontrapunktiert – „eine der schönsten Bach-Huldigungen des 19. Jahrhunderts“! Wie diese Bearbeitung zeugt der gesamte Zyklus von der musikalischen Größe einer temperamentvollen Frau, die in ihrem kompositorischen Können dem Bruder kaum nachsteht.

So soll das Mendelssohn-Jahr ausklingen mit einer Würdigung des Komponisten für die verehrte Schwester. Über einen Liederzyklus Fannys aus dem Jahre 1829 schreibt er an seinen Bruder Paul: „Ich denke, es ist die schönste Musik, die... ein Mensch auf der Erde machen kann.“

Annette Sommer